

Vom Wohnen und Leben

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **45 (1970)**

Heft 4

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Vom Wohnen und Leben

Barbara:

Das Wohnproblem des betagten Menschen in der modernen Gesellschaft

In meinem letzten Artikel über das Wohnproblem Betagter schloss ich mit dem Postulat des Referenten an der Tagung des Schweizerischen Verbandes für Wohnungswesen über Altersfragen, Dr. Knupfer, es seien für Ehepaare im Altersheim zwei Zimmer bereitzustellen. Er schätzt das Verhältnis von Alleinstehenden zu Ehepaaren im Altersheim auf 10:1 ein, was darauf schliessen lässt, dass Ehepaare, solange noch ein Partner arbeiten, den andern pflegen und versorgen kann, es vorziehen, in ihrer angestammten Wohnung oder in ihrem Haus zu bleiben. Der Entschluss, ins Altersheim zu ziehen, fällt vielen Menschen sehr, sehr schwer, was empfindbar ist. Oft fehlt es aber an der Einsicht, dass man den Umtrieben, die das selbständige Leben in einer Wohnung unweigerlich mit sich bringt, nicht mehr gewachsen ist, und dass man der Hilfe bedarf. Dem Mangel an Einsicht, die eigenen Fähigkeiten und die Realität richtig einzuschätzen, begegnen wir auf allen Lebensstufen. Diese Sturheit ist teils charakterlich, teils intelligenzmässig bedingt. Im Alter wird sie durch die Arteriosklerose verursacht oder verstärkt. Woran es im Einzelfall liegt, können diejenigen am besten beurteilen, die die betreffende Person seit langem kennen. Gebricht es an der Einsicht, dass man nicht mehr allein hausen kann, müssen Umwelt und schliesslich die Behörden eingreifen.

Ich habe grad von drei alten Frauen gehört, die vergassen oder vergessen, dass sie eine Pfanne auf dem Kochherd «obhaben». Das ist gefährlich. Es könnte ein Brand ausbrechen. Die eine musste man entmündigen und in die psychiatrische Klinik einweisen. Sie war nicht mehr zurechnungsfähig. Der Anstoss dazu kam von den Verwandten, welche die Verantwortung für einen eventuellen Brand begrifflicherweise nicht überneh-

men wollten. Im zweiten Fall wehrten sich die Hausbewohner und benachrichtigten die Behörden. Sie hatten Angst. Diese Frau wurde in einem Altersheim untergebracht, wo sie aufblühte. Sie kann sich jetzt an einen gedeckten Tisch setzen und muss sich um nichts mehr kümmern. Die dritte horstet immer noch allein in einer Wohnung. Der Pfarrer kam, um ihr zuzureden, und die Gemeindehelferin, unterstützt durch die Tochter, hieb in die gleiche Bresche. Man hatte einen Platz in einem modernen, schönen Altersheim im gleichen Quartier für sie gefunden. Nein, sie will nicht. Die Wohnung ist schmutzig und die alte Frau an sich unsauber, was schmerzlich ist; denn sie war früher eine reinliche, adrette Person. Dann hat sie noch einen alten Hund, von dem sie sich nicht trennen mag. Er pinkelt auf dem Estrich, sollte die Haustüre geschlossen sein, so dass er nicht hinaus kann. Dazu fällt sie alleweil um. Dass man im Haus keine Freude an ihr hat, versteht sich von selbst. Der Dreck in der Wohnung ist weniger wichtig, aber das Vergessen der Pfannen auf dem brennenden Gas erzeugt in den Mitbewohnern ein heftiges Gefühl des Unbehagens. Ich erwähne das, um darzutun, dass es keineswegs so ist, wie es die Presse ab und zu breitwalzt, wir seien herz- und lieblose Wesen, die sich überhaupt nicht darum scherten, was sich in unserer nächsten Umgebung abspielt. Häufig scheidet man mit vernünftigen Ratschlägen am Eigensinn und sturen Widerstand, den Betagte wider ihr wohlverstandenes Interesse leisten.

In den neuen Altersheimen umfasst die Wohneinheit für jeden Insassen ein eigenes WC mit Lavabo. «Sie allein garantiert die Wahrung der Intimsphäre. Kollektive WC sind endgültig abgeschrieben.» So Dr. Knupfer. Man hat Fortschritte gemacht. Es ist schon in einem Hotel lästig, auf dem Gang zum «Hüsl» andere Menschen anzutreffen, geschweige denn in einem Heim, wo man sich kennt und man immer einen Morgenrock anziehen sollte, um anständig bedeckt zu sein. Hat man selber eine Toilette, kann man im Nachtgewand hinausgehen. Natürlich werden die Baukosten dadurch erhöht. Gebadet wird in Badekabinen mit dreiseitig freistehenden Wannen. Gegenseitige Hilfe beim Baden wird früher oder später erforderlich. Der Referent verschwieg das Faktum, dass Betagte meistens nicht gerne baden und eine Kontrolle ausgeübt werden muss. Jede Wohneinheit soll mit einem Anschluss für Telefon und Fernsehen ausgestattet werden. Im Altersheim kommen auf drei Pensionäre eine Arbeitskraft. Es ist also schon recht arbeitsintensiv. Für längere oder schwere Krankheiten ist das Altersheim nicht konzipiert. Dr. Knupfer betonte dies eindrücklich. Dazu ist es nicht eingerichtet, und es verfügt auch nicht über das nötige Personal. Eine Grippe mag ins «Mäss», eine Lungen-

entzündung nicht mehr. Wer schwer erkrankt, muss ins Spital. Wird er geheilt, kann er ins Heim zurückkehren. Behält er indessen einen Dauerschaden wie zum Beispiel nach einem Schlaganfall, so muss er, nachdem sich sein Gesundheitszustand einigermaßen stabilisiert hat, in ein Pflegeheim für Chronischkranke. Das Akutspital ist nicht dazu da, um Chroniker zu betreuen, sondern es hat sich den akut Erkrankten anzunehmen, die man für meine Begriffe öpddie reichlich früh aus der Hegung des Spitals entlässt, weil das Bett für einen anderen Patienten gebraucht wird.

Das Pflegeheim für Chronischkranke ist nach Dr. Knupfer nicht zuletzt wegen der beträchtlichen Aufwendungen für Bau und Betrieb ein eigentlicher Mangelartikel. «Das Chronischkrankenheim kann nur regional gelöst werden. Es ist unter den drei genannten Systemen (Alterssiedlung, Altersheim, Pflegeheim) das einzige, das nicht nur Betagten offen steht, sondern schlechthin chronisch Pflegebedürftigen. Die Tatsache aber, dass langdauernde Krankheiten, wie Schlaganfall, Lähmung, Zirkulationsstörung, Arteriosklerose und dergleichen in hohem Masse alte Leute befallen, legitimiert das Chronischkrankenheim zu einer spezifischen Form der Wohnfürsorge für Betagte.» In ihm wird der Chroniker Tag und Nacht betreut. Die Intensität der Pflege ruft einem speziell geschulten Personal. Auf drei Pflegebetten kommen annähernd zwei Personalbetten. Viele Patienten benötigen Diät, was hohe Ansprüche an die Küche stellt. Je nachdem turnt man mit ihnen und betreibt Beschäftigungstherapie, womit, wie der Referent meinte, erstaunliche Erfolge erzielt werden. Ich kann das nicht beurteilen. Die Fälle von Chronischkranken, die ich kenne, waren mehr hoffnungsloser Natur. Sie schwachten geistig und körperlich ab, und man musste sehr gut zu ihnen schauen, sie an- und ausziehen, auf einen Stuhl setzen und ein wenig mit ihnen herumgehen, solange dies möglich war. Was ich aber bestens erfasst habe: der heutige Privathaushalt und das Altersheim können diese Aufgabe nicht erfüllen. Ich möchte diese meine Erkenntnis an einem Beispiel illustrieren: Dieser Tage habe ich mit einer Bekannten telefoniert, um mich nach dem Ergehen ihrer alten Mutter zu erkundigen. Die 86-jährige Frau lebte bis vor kurzem in einem Altersheim, bis sie von einer Lungenentzündung befallen wurde. Die Ärzte heilten sie, die Krankheit hat indessen einen ausgeprägten geistigen Zerfall ausgelöst. Ins Heim kann sie nicht zurück. Ein Bett in einem Pflegeheim konnte bis anhin nicht gefunden werden. Nun hat die eine Tochter, die auch schon 60jährig ist, sie bei sich aufgenommen, und schon ist sie an einem «Rumpf»; denn sie muss Tag und Nacht auf ihre Mutter aufpassen. Ihre Schwester reist jede Woche für zwei Tage zu ihr, um sie zu entlasten,

damit sie wenigstens wieder einmal eine Nacht ruhig schlafen kann. Eine Person mag mit der Pflege nicht «bcho».

Der Bau von Pflegeheimen ist dringend notwendig, und es missfällt mir, wenn von der Privatwirtschaft geltend gemacht wird, der Staat müsse bei der Bekämpfung der Hochkonjunktur seinen Teil ebenfalls beitragen und auf die Erteilung von Aufträgen verzichten. Auf die Errichtung von neuen Fabriken können wir im Moment bei der angespannten Lage auf dem Arbeitsmarkt ohne weiteres verzichten, nicht aber auf den Bau von Spitälern, Alters-, Pflegeheimen und anderem mehr, die dem Wohl des Volkes dienen.

Das Waschen ist der Frauen Lust . . .

Wir sind uns da einig: wenn zu diesem abgewandelten Liedanfang der Originaltext «Das Wandern ist des Müllers Lust» gesetzt wird, stimmt das heutzutage ebensowenig: Der Müller mag das Wandern zu Fuss solange als Lust empfinden haben, wie es zur Fortbewegung keine fahrbaren Untersätze gab. Und ob den Frauen das Waschen von Hand ein Vergnügen war, ist genau so fraglich. Jedenfalls liessen sie es beim Aufkommen der Automaten ziemlich rasch bleiben!

Wer seine Ferientage etwa an den oberitalienischen Seen verbringt, kann immer wieder ganze Gruppen von Frauen beobachten, die am Ufer auf Brettern knien, ihre bunte Wäsche einseifen, diese mit flinken Händen bearbeiten und klatschend über flache Steine schlagen.

Diesen letzten Satzteil muss ich präzisieren: die bunte Wäsche wird über flache Steine geschlagen, wobei ein klatschendes Geräusch entsteht. Damit soll hinlänglich dargelegt sein, dass ich über das Klatschen der Wäsche als einem Eigengeräusch gesprochen habe. Natürlich verrichten die Frauen ihre Arbeit auch nicht schweigend. Aber gehört denn zum gemeinsamen Waschen nicht auch ein kleiner Schwatz?

Zur Zeit, als man das Wasser auch bei uns noch am öffentlichen Brunnen holen musste, wusch man der Einfachheit halber gleich am Brunnentrog. Alte Bilder und Stiche bezeugen es, Geschichten ländlicher wie kleinstädtischer Schriftsteller erzählen darüber. Auch davon, dass sich am Gemeinschaftsbrunnen die eigentliche Nachrichtenzentrale befand — dass des Ammanns Sohn seinen Eidgenoss immer gerade dann zur Tränke führen musste, wenn das Bethli am Brunnen wusch, und dieses daher seinen hochroten Kopf tief über das Waschbecken senkte . . . Vorbei!

Dass meine Grossmutter mütterlicherseits nur zweimal im Jahr eine sich über mindestens vier Tage erstreckende

«Grosse Wäsche» veranstaltete, weiss ich noch aus eigener Anschauung. Zwar habe ich mir damals keine Gedanken darüber gemacht, welch gewaltige Menge Wäsche für die ganze grosse Familie erforderlich war. Bedeutend mehr Eindruck hinterliess mir nämlich der grandiose Appetit der drei engagierten breithüftigen Waschweiber, die sich so alle zwei Stunden an den Küchentisch setzten und im Lauf der Tage vermutlich ein halbes Kalb und drei Viertel eines Schweines aufassen. Ausserdem gebrauchten sie ihre Mäuler auch noch dazu, über jene Bauernfrauen herzuziehen, die glaubten, sie mit Euterfleisch und Magerkäse abfüttern zu können.

Seltsamerweise sind mir die häufigeren Waschtage meiner Mutter mit der Beihilfe von nur einer Waschfrau auch wieder des Essens wegen im Gedächtnis haften geblieben. Für uns Kinder gab es nämlich nur dann ein zweites gekochtes Ei, wenn dieses für weniger als zehn Rappen erhältlich war. An den Waschtagen wurden aber zum Znüni, Zähni, Zvieri und Zfüfi Eier in rauhen Mengen aufgeschlagen, geschwungen und mit Kognak angereichert. Das soll überaus kräftigend gewirkt haben. Jedenfalls war mein Grossvater väterlicherseits in jenen Tagen noch viel aufgeräumter als sonst und schleppte unermüdlich speziell hergerichtete Wöschholz herbei, um den im Freien aufgestellten Waschherd mit kupfernem Waschlafen laufend zu versorgen.

In der Waschküche unserer eigenen Genossenschaftswohnung stand anfänglich auch noch ein Waschherd, der aber bereits durch eine Vorwaschmaschine ergänzt wurde. Wenn letztere lief, kam das Wasser im ganzen Haus im Rhythmus des Wassermotors aus den Hahnen. Schon ziemlich früh ergriffen wir acht Familien die Initiative, um zu einem Waschautomaten zu kommen. Die Genossenschaftsleitung hatte nichts dagegen; wir mussten lediglich die Finanzierung durch Übernahme zusätzlicher Anteilscheine selbst besorgen. Die zumeist älteren Mitbewohner der Kolonie allerdings stellten düstere Prognosen: Das ganze Haus werde dieses Automaten wegen hintereinander kommen. Und eindrücklich legte mir ein älterer Berufskollege dar, dass er und seine Familie eben in handgewaschener und -gesotterter, dafür aber sauberer Wäsche liegen wolle. Als dann aber zwei Jahre später nur noch in dem auch von ihm bewohnten Hause allein keine Waschmaschine summt, tönte es bereits anders: Es sei schon allerhand, dass die jungen Tüpfli am Washtag im Café hocken könnten, während seine Frau in Holzböden und wasserdichter Schürze sich in einer vorsintflutlichen Waschküche abrackern müsse. Es dauerte darauf gar nicht mehr lange, bis sich auch die letzten Hinterwäldler vom holzgefeuerten Waschherd trennten.

So hatte dank den Waschautomaten der Washtag seine Schrecken verloren. Was aber trotz modernen Maschinen blieb, ist das veraltete System der starren Einteilung in der Waschküchenbenützung. Jede Haushaltung hat in regelmässigem Turnus ihre drei Wochentage zugeteilt. Im Achtfamilienhaus verstreichen also volle vier Wochen bis zu dessen Ablauf. Da und dort lässt eine Nachbarin die Mutter von Kleinkindern zwischenhinein eine Maschine waschen — vielleicht aber auch nicht. Man will mit seiner Wäsche allein sein — und vereinsamt dabei mitten im Quartier, ja im selben Wohnhaus.

In modernen genossenschaftlichen und kommunalen Überbauungen geht man neue Wege. Statt der herkömmlichen Waschküchen mit je einer Waschmaschine werden zentrale Waschsaloons mit vielleicht zehn Waschautomaten verschiedener Grösse eingerichtet. In der aufliegenden Liste trägt sich die Interessentin für eine oder mehrere Maschinen zu einem ihr passenden Zeitpunkt ein. Zum Beispiel: Frau Huber Maschine 6 und 8, 10—12 Uhr, Wochentag, Datum. Die Bezahlung ist denkbar einfach: Jede Maschine ist mit einem Münzautomat ausgerüstet, in dem gut sichtbar zwölf Zwanziger vorrätig sind. Hat eine Frau ihre Wäsche erledigt, ergänzt sie die fehlenden Zwanzigrappenstücke — fertig. Kein Eintragen der gebrauchten



«Ich hoffe, du wirst mich am Muttertag nicht vergessen!»

Kilowatt, keine Abrechnung, kein Rechnungsstellen.

Natürlich muss die Möglichkeit geschaffen werden, die Wäsche in ebenso kurzer Zeit zu trocknen, wie sie gewaschen wird. Trockenräume mit Belüftung und Erwärmung scheinen mir persönlich in diesem Rahmen eine vorzügliche Lösung.

Fehlt da nicht irgend etwas? Richtig! Gleich neben dem Waschlafen der Ge-

nossenschaft muss ein kleiner, netter Aufenthaltsraum geschaffen werden — mit Tisch und Stuhl und Bank, einem Heisswasserkocher für Kaffee und Tee. Warum eigentlich nicht? Böte sich hier nicht eine ausgezeichnete Gelegenheit, in unverbindlichem Rahmen mit andern Frauen ins Gespräch zu kommen?

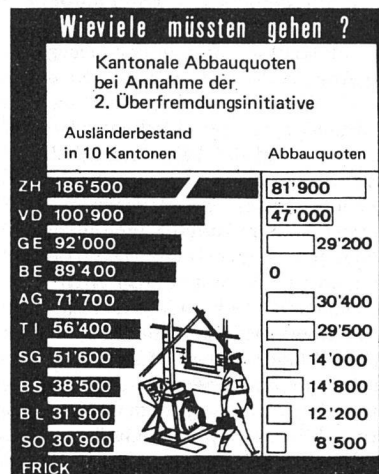
Das heisst noch lange nicht, dass dabei die Wäsche der Nachbarn klatschend über flache Steine geschlagen werden muss. *K. S., SG*

200 000 Arbeitskräfte weniger ?

Rund 300 000 Ausländer müssten die Schweiz innerhalb von vier Jahren verlassen, wenn die zweite Überfremdungsinitiative angenommen würde. Davon wären 200 000 Erwerbstätige. Wie sieht aber die wirtschaftliche Zukunft ohne

diese 200 000 Fremdarbeiter aus? Viele Betriebe kämen in Schwierigkeiten oder müssten schliessen. Fällt etwa eine Ar-

beitsschicht aus, können oft die Kosten nicht mehr gedeckt werden. Ein Hotel kann auch mit schweizerischen Köchen nicht mehr geführt werden, wenn Küchen- und Zimmerhilfen abreisen müssten. Vor allem Metzgereien und Bäckereien sind auf Ausländer angewiesen, weil Schweizer die unangenehme Arbeit des Schlachtens und die Nacharbeit des Brotbackens meiden. Viele Gaststätten müssten ihre Öffnungszeiten stark einschränken. Schweizer Bürger würden arbeitslos oder müssten weniger beliebte oder weniger gut bezahlte Arbeit annehmen. Mit den Erträgen der Wirtschaft würden auch die Steuereinnahmen zurückgehen. Nicht wenige Kantone und viele Gemeinden gerieten in Geldnot und müssten die Steuern erhöhen. Diese wirtschaftliche Krise müsste mit behördlichen Notmassnahmen bekämpft werden, so dass weitgehende staatliche Interventionen unvermeidlich würden.



Unsere Service-Station bietet

Tankstelle TANKSTELLE, BEDIENT (Normal und Super zu günstigen Preisen)

Auto- SELBSTBEDIENUNG MIT MONATSRECHNUNG TANKSTELLE MIT SCHLÜSSEL (Normal und Super zu günstigen Preisen)

Waschanlage OELWECHSEL AUTOSHOP Pneu, Autozubehör

ÖFFNUNGSZEITEN
Montag bis Freitag 07.30-18.30 Uhr, durchgehend
Samstag 07.30-16.00 Uhr, durchgehend

LVZ mit Trockner AUTO-WASCHANLAGE, BEDIENT, MIT TROCKNER Autowäsche Fr. 5.—, im Abonnement Fr. 4.50

LVZ-Center Thalwil  **Thalwil**

Lebensmittelverein Zürich



Lärmgeschützt wohnen in Kalksandsteinwänden

Kalksandsteinfabriken
in Brugg,
Olten und Pfäffikon SZ

AG HUNZIKER + CIE